

Die Nauwiese!

Heißgeliebte Lichtung im Wald! Unzählige schöne, aufregende und lehrreiche Stunden habe ich dort verbracht. Immer war Vati dabei, oft kam auch Mutti mit und mindestens einmal im Jahr, während den Sommerferien, war dort Treffpunkt mit der ganzen Sippe.

Vati ging schon immer gerne spazieren, und was er "spazieren" nannte, mochte für andere eine ausgedehnte Wanderung sein. In Riegelsberg packte er morgens sein Baby in eine Decke, und schleppte es - Kinderwagenverachter, der er war - quer durch den Ort zum Wald. Als ich krabbeln konnte, saß ich auf seinen Schultern, später tappte ich an seiner Hand die mir schon vertrauten Wege mit. Wir waren im ganzen Ort berühmt als "der Mann mit dem Kind" und auch im Bus nach Saarbrücken kannte man uns, denn wo sonst, wenn nicht in der Stadt, sollte das Kind mal die "Puff-Puff"-Eisenbahn sehen? Rechtzeitig zum Mittagessen waren wir wieder zu Hause, denn anschließend musste Vati zur Arbeit.

Ich entwickelte mich zu einer ausdauernden Spaziergängerin, und so war es nur natürlich, dass ich auch nach unserem Umzug den Papa auf seinen Wanderungen begleitete. So entdeckten wir die Nauwiese; eigentlich war es eine Wiederentdeckung, denn Vati wusste von ihr, war er doch in seiner Jugend zum Zelten dort gewesen. Zu unserem Glück war der Zugang zur Lichtung zugewachsen, der Platz war vom Weg aus nicht zu sehen. Tief gebückt kroch Vati durch ein Tannenwäldchen, ich krauchte mit eingezogenem Kopf hinterher, obwohl für meine Zwergengröße noch keine Anstoßgefahr bestand. Dann ging es durch ein Feld mit Wiesenschaumkraut, und plötzlich war sie da: die Wiese, andeutungsweise rund mit kurzem, struppigem Gras, am Rand eine morsche Holzbank. Diese Bank wurde das Ziel, wenn Mutti

mit kam auf einen unserer Streifzüge. Dort war der Wendepunkt und dort gab es die obligatorischen Zitronendrops.

Als ich eingeschult wurde, war es mit diesen Vormittagsausflügen vorbei. Manchmal ging Vati noch alleine los; aber er gab zu, dass die "Batschel" ihm fehle, und so wartete auch er auf die Samstagnachmittag, wenn wir alle drei los zogen, dabei im Frühling Maiglöckchen pflückten und mit Geldgeklimper den Kuckuck zum Rufen brachten. Im Herbst fanden wir Brombeeren und im Sommer war Familientreffen.

Früh morgens übernahmen Vati und Onkel Walter die ganze Kinderschar, und übermütig und voller Elan rannten und hüpfen wir zur Nauwiese. Schon als wir durch die Tannen schlichen, verwandelten wir uns in Indianer. Die beiden Väter hatten "ihren" Karl May noch gut in Erinnerung und die älteren Buben halfen mit den Namen aus. Zweimal durfte ich Nscho-Tschi sein, wie Winnetou ein beehrter Name. Wer müde wurde und mal sitzen wollte, den erklärten wir zum "Hüter des Feuers". So schlichen und tobten, wisperten und schrieten wir uns durch den Vormittag, bis unsere beiden Oberhäuptlinge sich zu Feuerhütern ernannten. Eine Zeit lang spielten wir weiter, aber die Begeisterung ließ nach und Hunger meldete sich. Und so wurden an allen strategisch günstigen Stellen Wachposten aufgestellt, die das Nahen des Versorgungszuges melden sollten.

Und er kam: die Squaws des Stammes mit Oma an der Spitze. Zwei der Frauen trugen eine Waschbütte voll Kartoffelsalat und Würsten, und alle schleppten große Einkaufstaschen mit Woldecken zum drauf sitzen, Geschirr und Besteck, Kannen und Flaschen mit Kaffee und Tee, Schüsseln voll Salate und Pudding. Flugs wurden die Indianer zu hungrigen Wölfen, und schneller, als

es beige-schafft worden war, verschwand das schöne Essen.

Mit den Müttern kehrte auch Ruhe ein, die Spiele wurden leiser, wir liefen los, bestimmte Pflanzen zu suchen, beobachteten die dicken Hummeln und wurden langsam müde. Und bevor eines zu quengeln anfangte, wurde zur Heimkehr gerüstet. Jetzt hatte fast alles in der Bütte Platz, abwechselnd, immer zu zweit, trugen die Eltern das Gepäck und wir trotteten hinterher. War der Hinweg uns kurz gewesen, so schien der Heimweg endlos lange zu sein; immer wieder wollte eines der Kleineren getragen werden, heulte ein anderes vor Müdigkeit. Das war der Punkt, an dem meine Mutter die Initiative ergriff und uns beschäftigte. Mal bückte sie sich, tat, als hätte sie etwas in der hohlen Hand, und schon scharrten sich die Kinder um sie: sie habe ein Vöglein gefunden, hört, wie es piepst! Wir durchschauten den Trick, trotzdem rannten wir alle vor, suchten nach imaginären Spatzen und vergaßen eine Weile, dass wir müde waren. Manchmal ließ Mutti uns eine Kette bilden, und lauthals sangen wir von den Pappeln und der Allee. Immer war Mutti diejenige, die Fantasie und Verständnis hatte, und ohne allzu viel Gejammer und vor allem ohne Schimpfen endete der Tag.

Mehr Herz als Schnauze

Mein Patenonkel Paul war Ostberliner. Mit Betonung auf "Berliner", wenn es um Charakterbeschreibung, Witz und Schlagfertigkeit ging; drehte es sich um ein politisches Gespräch, betonte er das "Ost", denn obwohl 1949 bei Gründung der DDR schon seit drei Jahren im Saarland wohnhaft, wurde er als Ostflüchtling anerkannt, und dieser Status sagte ihm zu.

Bis zum Bau der Mauer reiste er mehrmals nach Ostberlin, konnte dort seine Angelegenheiten regeln und den Umzug seiner verwitweten Mutter nach Saarbrücken organisieren. Die Kontakte zu seinen Berliner Verwandten hielt er bis zum Schluss aufrecht und ungezählte Hilfspakete wurden von seinem Haushalt los geschickt.

Diese Fakten erfuhr ich, weil ich still im Zimmer blieb und zuhörte, wenn Onkel Paul meiner Mutter immer wieder erklärte, welche Vorteile sie als Ostpreußin, die ja heute nicht mehr in ihre Heimat könne, von einer Anerkennung als Flüchtling habe. Da aber Vati strikt dagegen war, in "irgendeine Art der Bürokratie" zu geraten, unterblieb die Antragstellung.

Doch Onkel Paul fühlte sich seiner Schwägerin schon immer eng verbunden durch die beiderseitige "Heimatlosigkeit" - und deshalb wurde er zu meinem Paten erwählt. Das war schön, denn er nahm sein Amt ernst, und ich hatte viel an ihm, aber sein Beharren darauf, dass meine Mutter "heimatlos" und "vertrieben" sei, hat mir als kleineres Kind viele Probleme beschert. Ich versuchte mehrmals, Mutti davon zu überzeugen, dass sie doch bei Vati und mir bleiben und ein Zuhause haben könne, und ich war beleidigt, wenn die Erwachsenen dann lachten; ich verstand es nicht und wollte doch nur helfen....

Onkel Paul, Tante Emmi und Pauls Mutter, uns allen als "Frau Müller" bekannt - eine kleine, schmale Frau in Schwarz, die, wie es mir schien, gar keinen Vornamen hatte, denn keiner sprach sie je anders an als eben mit "Frau Müller" - bewohnten zuerst eine enge Dachgeschosswohnung und fanden dann eine Bleibe im Siedlungsbau, nur durch den Innenhof von Oma und Tante Helene mit Familie getrennt. Tante Emmi war Omas ein-

zige Tochter, die ihren, allerdings kinderlosen, Haushalt tipp topp in Ordnung hielt.

Wir waren auch dort oft zu Besuch. Zwar nicht der einzige, aber ein wichtiger Grund war der, dass Frau Müller eine alte Nähmaschine besaß, eine Singer mit Schwungrad, Keilriemen und Tretbrett. Darauf konnte Mutti die zu Hause vorbereiteten Stoffbahnen zusammennähen, bis Frau Müller sich eines Tages erbarmte und uns die Nähmaschine auslieh. Auf Onkel Theos Tempo wurde sie gebracht und diente uns jahrelang, bis eine kleine Erbschaft Anfang der 60er Jahre den Kauf einer elektrischen Maschine ermöglichte.

Ich habe die alte Singer geliebt, denn oft durfte ich von Hand das Schwungrad antreiben und dem Rattern der Nadel zuhören. Und aufregend war es, wenn die Maschine geölt werden musste. Mutti kannte alle Öffnungen, in die die Schmiere getropft wurde. Um das Öl zu verteilen und um zu verhindern, dass guter Stoff fettig wurde, legte sie anschließend ein Zeitungsblatt unter die Nadel, und dieses Papier durfte ich führen, während Mutti das Tretbrett bediente. Vor - wenden - zurück, immer wieder, bis sich keine Fettspur mehr zeigte.

Zurück zu meinem Paten: Onkel Paul war Maschinensetzer und arbeitete bei der gleichen Zeitung wie mein Papa. Wenn ich gelegentlich Vati auf der Arbeit besuchen durfte, wurde ich auch "ein Viertelstündchen" bei Onkel Paul abgegeben und konnte ihm zuschauen, wie er die Zeilen tippte und diese dann gegossen wurden. Einmal schrieb er meinen Namen und Adresse, und diesen Bleistempel habe ich noch in der Schule benutzt, um meine Bücher zu zeichnen.

Zwei Feiertage waren für mich bei Tante Emmi und Onkel Paul fest gebucht: Ostersonntag und der erste Weihnachtsfeiertag. Das waren für Vati freie Tage, und so wurden wir drei zum Mittagessen eingeladen und ich bekam mein Oster- bzw. Weihnachtsgeschenk. Ich weiß heute nicht mehr, was mein Pate mir jeweils schenkte, ich weiß nur noch: es waren keine Spielsachen sondern praktische Dinge, und da zu diesem Haushalt keine Kinder gehörten und die Erwachsenen mit sich beschäftigt waren, erlebte ich diese Feste als die langweiligsten Tage meiner Kindheit.

Die Lieblingsschwägerin

Tante Emmi, flink und fröhlich, war Muttis Lieblings-schwägerin.

Von ihr wurde erzählt, wie sie schon als kleines Mädchen keinen Fleck auf ihrem Kleidchen duldet und die Schulschürze lieber versteckte als anzog.

Überhaupt schien Emilie das aufgeweckteste und lebhafteste unter Omas Kindern gewesen zu sein, denn von ihr gab es mehr Anekdoten als von allen anderen. Da war die Story, wie sie von einer wohlmeinenden Nachbarin ein Stück Schokolade geschenkt bekam, nach Kinderart das Danken vergaß und gemahnt wurde: "Und was sagst Du jetzt?" - Emmi darauf: "Bitte gib mir noch!" Ein anderes Mal, in Unkenntnis, dass Besuch im Haus war, platzte die Kleine im Evakostüm ins Wohnzimmer. Oma, im Stillen amüsiert, forderte ihre Tochter auf, doch wenigstens die Hände vorzuhalten, damit man nicht alles sähe. Nach kurzem Überlegen patscht das Kind die Händchen auf ihre Kehrseite, bleibt aber mit der unbedeckten Vorderfront zum Gast stehen. Befragt, warum sie hinten und nicht vorne zuhält, erfährt die Mutter: "Hinten ist größer."

Auch die Geschichte ihrer "Entdeckung" wurde oft und gerne von Oma erzählt: Es war an einem Sonntag während des Hochamtes, die Gemeinde sang das Credo, als die Orgel verstummte und der Küster laut vernehmlich "weiter singen" flüsterte. Der Organist, der bis eben so fleißig spielte, ging leise den Mittelgang entlang, blieb an jeder Bank stehen und lauschte. Und dann winkte er Klein-Emmi, eben eingeschult, aus der Reihe und nahm sie mit nach oben zur Orgel. Ohne weitere Vorbereitung sang sie von dort oben die letzte Strophe und war ab sofort als Solistin im Kirchenchor aufgenommen.

Die Schwestern folgten ihr nach, denn Omas Kinder hatten gute Stimmen und ein ausgezeichnetes Musikgefühl. Wenn wir in meiner Kindheit zusammen feierten, endete der Abend fast immer mit Musik. Begleitet von zwei Mundharmonikas wurden alte Volkslieder und Balladen gesungen und während Tante Emmis Stimme hell und klar über allen anderen lag, wurde ich am Röckchen gezupft und irgendjemand flüsterte mit zu: "Nicht so laut, Du singst falsch!", denn die schöne Singstimme habe ich nicht von Oma geerbt.

Emmi hat nach der Schule eine Lehre als Verkäuferin in einem großen Saarbrücker Modegeschäft gemacht und dort bis zum Krieg gearbeitet. Da das Verkaufen von Damengarderobe gewiss keine kriegswichtige Beschäftigung war, wurde sie in einem Industriebetrieb ans Fließband gestellt.

Gleich nach Kriegsende, als das Saarland in der französischen Zone lag und die französischen Offiziere ihre Familien in den schönen alten Villen am Staden unterbrachten, fand die adrette Emmi eine Anstellung als Köchin bei einem Major der Besatzungsmacht. Als Bezahlung durfte sie dort essen und die Reste für ihren

Mann mit nach Hause nehmen. Als man noch eine Schneiderin für Kinderkleider suchte, ließ sich "Madam" überreden, Emmis Schwägerin einzustellen, und so hatte auch Mutti, die damals eben erst geheiratet hatte, vorübergehend zwei Mahlzeiten am Tag. Die beiden kleinen Französinen sprachen gerne mit "Mademoiselle Elfi" - die ihrerseits kein Wort verstand, und die kleinen Mädchen hatten viel zu lachen.

Tante Emmi, kinder- und tierlieb, war humorvoll und fröhlich, nie wehleidig, immer zu einem Späßchen aufgelegt. Einmal, als jemand einen kleinen Vogel aufscheuchte, sprach sie den später oft zitierten Satz: "Och geh, Spatze sinn doch aach Mensche!"

Da sie selbst keine Kinder hatte, kümmerte sich Tante Emmi besonders um den jüngsten Sohn ihrer Schwester Helene, die nach dessen Geburt kränkelte und den Säugling dankbar für ein paar Stunden am Tag in fürsorgliche Hände gab. Beide, Pflegeeltern und Baby, fanden viel Gefallen an dieser Regelung, und so hatte mein kleiner Cousin Thomas ein Erzieh- und ein Verwöhn-Zuhause. Trotzdem oder vielleicht auch deswegen wurde er ein lieber Kamerad, der all die Spielsachen hatte, die ich mir wünschte - und die er bereitwillig und großzügig mit mir teilte.

Oma im Krankenhaus

Während meiner Kindheit musste Oma mehrmals ins Krankenhaus. Einmal litt sie unter Koliken und die Gallenblase wurde entfernt, mal schlug das Herz nicht so, wie es sollte oder es waren die schlechten Leberwerte, die eine Beobachtung erforderlich machten.

Und immer ließ sich Oma in das von katholischen Nonnen geleitete Heilig-Geist-Krankenhaus einweisen, einen

schönen alten Backsteinbau mit Bogenfenstern und festen Besuchszeiten. Da Oma jedes Fehlen eines Familienmitglieds bemerkt und schlecht aufgenommen hätte, aber auch an jedem Besuchstag ihre Lieben um sich haben wollte, teilten sich ihre Kinder in Mittwochs- und Sonntagsbesucher. So kamen also an jedem erlaubten Tag zwischen vierzehn und sechzehn Uhr mindestens vier Erwachsene mit den entsprechenden Kindern zu Oma ins Sechs-Bett-Zimmer und hatten keine Mühe, alle vorhandenen Stühle und dazu auch die Bettkante zu besetzen.

Natürlich ging das nicht lange gut, und sehr schnell wurde das Kleinvolk losgeschickt, den "Mohren" zu besuchen. Ausgestattet mit je einem Groschen und der ernstesten Ermahnung, leise und gesittet zu sein, gingen wir Hand in Hand zur Hauskapelle. Knicks und Weihwasser, wie unzählige Male geübt, und schon standen wir vor der ersten Stufe zum Altar.

Und da war der "Mohr", ein Opferstock, der Sarottifigur nicht unähnlich, der mit einem Schild um Spenden für die "Heidenkinder" bat. Warfen wir nun der Reihe nach unsere Zehnpfennigstücke in den Schlitz auf seiner Brust, so bedankte sich der Mohr mit einem Nicken seines Kopfes bei dem Spender. Es war die Zeit des Dr. Schweitzers und der Toxi-Romane, uns wurde für alle Schwarzen noch das Wort "Mohren" in den Mund gelegt, und die nicht christlich getauften Menschen nannten wir "Heiden". Diese Einstellung wurde auch in der Grundschule noch gepflegt, und erst die weiterführende Schule sprengte - zumindest für mich - dieses allzu enge Weltbild.

Doch vorerst knieten wir noch in der Kapelle des Heilig-Geist-Krankenhauses und entledigten uns unseres Auf-

trags, dem Mohren zu spenden und zum lieben Gott um Omas Genesung zu beten. Denn: Oma war eine fromme Frau, tiefgläubig und auf eine sehr persönliche Art mit Gott und den Heiligen vertraut. Jeden Morgen, früh um sechs Uhr, besuchte sie die heilige Messe, und im Tagesverlauf hielt sie immer wieder eine kurze Zwiesprache mit den für die jeweiligen Situationen zuständigen Heiligen. Die Jungfrau Maria zum Beispiel wurde zu Hilfe gerufen, wenn eines der Kinder krank war, denn: "du hast doch selber än Bub gehabt...".

Den St. Antonius rief sie an, wenn der Schlüssel oder die Brille verlegt waren, und St. Josef half laut Omas Überzeugung bei Reparaturen im Haus. Es gab noch mehr nützliche Himmelskräfte, so wachte St. Florian über die Flamme der Kerze, Petrus schützte gleich das ganze Haus und die Schutzengel begleiteten und behüteten die Kinder unterwegs.

Vor diesem Hintergrund ist auch folgende Geschichte glaubwürdig, die ein Narkosearzt Omas Tochter Helene zusteckte und diese dann hinter vorgehaltener Hand an die Geschwister weitergab. Mutti wiederum fand die Story zu gut, um sie mir vorzuenthalten und hier ist sie nun:

Oma wurde zur Operation vorbereitet; sie hatte schon die erste Beruhigungsspritze bekommen und sollte jetzt eigentlich entspannt und locker sein, denn die Kanüle für die Narkose und weitere Medikamente musste angelegt werden. Aber die Patientin hielt beide Hände zu Fäusten geballt und war auch mit guten Worten nicht dazu zu bewegen, sie zu lösen. Endlich, kurz vorm Ende seiner Geduld, fragte der Narkosearzt nach dem Warum. Und Oma erklärte: "Die Händ bleiwe zu, weil rechts han ich die Jungfrau Maria unn links de heilige Josef, die gebb ich nit her!" Der Arzt war's zufrieden: "Halten Sie die bei-